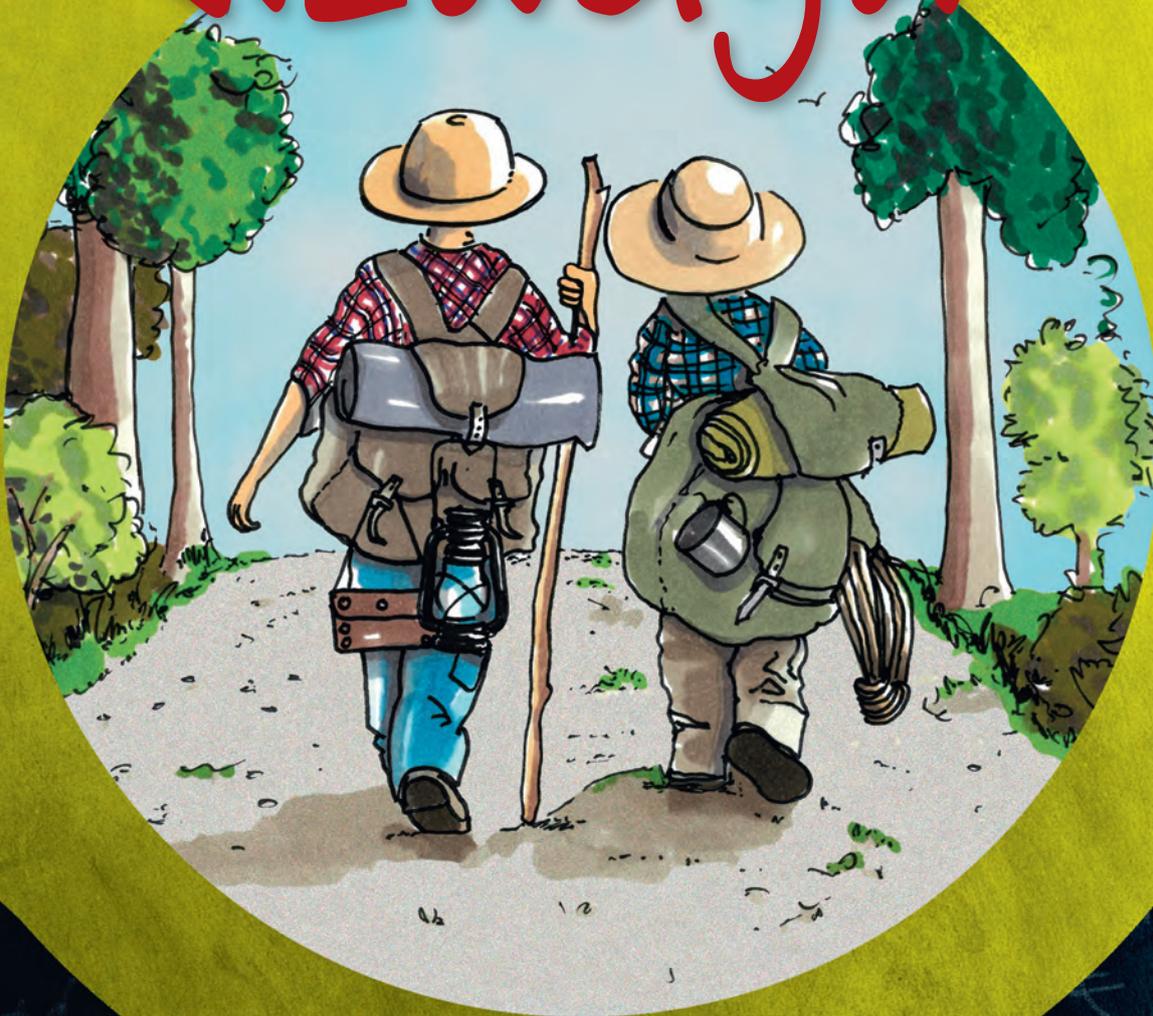


Andreas Müller

# «Zwäg»



Worauf es (in der Schule) wirklich ankommt  
Oder: das Konzept der multiplen Fitness

- 1 Vorwort: Dem Dreisatz ist es wurst, was man mit ihm macht 7**
- 2 Eine Art Zusammenfassung: Vier Buchstaben – ein kompletter Lehrplan 11**
  - In der Kürze liegt die Würze 17
  - I am my future 18
  - Wettstreit gegen den Zerfall 19
  - Die Welt schuldet einem nichts 20
  - Stress lass nach 21
  - Lernen ist anstrengend 23
- 3 Verhalten: Gute Gewohnheiten – gute Aussichten 25**
  - Zeig mir deine Freunde und ich zeige dir deine Zukunft 27
  - Der Unterschied: Gute Gewohnheiten 28
  - Autopilot auf dem Weg zum Erfolg 30
  - Kleinvieh macht Mist 31
  - Bandenergie 33
  - Einfluss nehmen 35
- 4 Erziehung: Im Dauerringkampf mit der Bequemlichkeit des Augenblicks 39**
  - Erziehung – ein Reizwort 42
  - Überforderung macht sich breit 44
  - Burnout – eine neue Kinderkrankheit 47
  - Verlockung auf allen Kanälen 50
  - Rausch des Dabeiseins 53
  - Im digitalen Würgegriff 54
  - Der digitale Pranger kennt keine Grenzen 56
  - Opfersein immunisiert 58
  - Wischen ersetzt das Denken nicht 59
  - Ruhe auf Pump 61
  - Um die Kurve blicken 63
  - Man kann auch sitzend über der Sache stehen 65
  - Es braucht ein Dorf, um ein Kind zu erziehen 66
- 5 Schule: «Ahead to the roots» – Vorwärts zu den Wurzeln 71**
  - Flucht in Worthülsen 74
  - Strukturdominanz erschwert Veränderungen 77
  - Es braucht mehr Spieler als Schiedsrichter 78
  - Neusprech – Klassenkampf von oben nach unten 81
  - «Ahead to the roots» 84
  - Geld schießt keine Tore 85

## **6 Personalisiertes Lernen: Das Lernen organisieren – nicht das Lehren 89**

- Überforderte Lehrer unterfordern die Schüler 92
- Individualisierung führt schnustracks ins Lehrerehend 94
- Vom Objekt zum Subjekt 95
- Ermöglichen statt vereinheitlichen 97
- Bei Schulnoten hört der Spass auf 100
- Dreh- und Angelpunkt: der einzelne Lernende 102
- Pädagogische Streuverluste 105
- Sechs Faktoren personalisierten Lernens 107

## **7 Edukative Sozialpädagogik – Man kann nicht nicht erziehen 125**

- Man kann nicht nicht erziehen 128
- Pädagogik ist immer Sozialpädagogik 130
- Blend-in 133
- Bildung und Erziehung gehen ineinander über 134

## **8 Pädagogische Souveränität: Identifikation stiften 137**

- Kohärenzfaktoren 143
- Aktivierungsfaktoren 145
- Persönlichkeitsfaktoren 153
- Motivationsfaktoren 154
- Spreu und Weizen 156

## **9 Fit fürs Leben: Menschen sind ihre eigene Zukunft 163**

- Mehr Investition, weniger Aufwand 167
- Blaue Flecken 170
- Besser sein als die Ausreden 172
- Das Konzept der multiplen Fitness 175
- Mentale Fitness 178
- Soziale Fitness 190
- Emotionale Fitness 196
- Fachliche Fitness 202
- Körperliche Fitness 208

## **10 Nachwort: Ein Bild sagt mehr als tausend Worte 213**

# 1

**Dem Dreisatz ist es wurst,  
was man mit ihm macht**

Die Schule ist nicht  
für den Dreisatz verantwortlich –  
aber für das Lernen

Lernen ist  
Persönlichkeitsentwicklung.  
Und umgekehrt

Ziel sind  
«zwänge» junge Menschen.  
Was will man mehr?

Was hast du heute?» «Zuerst Mathe, dann Deutsch.» Fächer «haben» – dieses Verständnis prägt die Schule. Lehrer «geben» Fächer – zum Beispiel eben Deutsch. Und Schüler «haben» Fächer, zum Beispiel eben Mathematik.

Doch in der Schule geht es eigentlich nicht um Mathematik. Es geht ums Lernen – zum Beispiel von Dingen, die mit Mathematik zu tun haben. Zum Beispiel den Dreisatz.

Der Dreisatz kommt irgendeinmal dran. Meist dann, wenn das nächste Kapitel im Mathematikbuch ihn zum Thema macht. Üblicherweise wird der Dreisatz durch den Lehrer erklärt. Eingeführt. Dabei bedient sich jeder seiner mehr oder weniger bewährten Strategien. Oder er greift auf die didaktischen Angebote des Lehrerhandbuches zurück.

Nachdem die Schüler begriffen haben, wie das mit dem Dreisatz läuft, machen sie sich hinter die Übungsaufgaben. So die Theorie, derzufolge die Schüler anwenden, was sie gelernt haben.

Je nach Arrangement holen sie sich in der Schule, zu Hause oder in der Nachhilfe zusätzliche Erklärungen. Oder gar nicht – weil sie es nicht nötig haben. Oder weil es ihnen geht wie dem Dreisatz. Dem ist es nämlich wurst, was man mit ihm macht. Und vielen Schülern geht es ähnlich. Schule findet für sie auf einer Benutzeroberfläche statt. Alle tun ein bisschen etwas – oder tun zumindest so. Das Leben findet vorwiegend abseits des Dreisatzes statt, beim Schwatzen, in der Pause, nach der Schule.

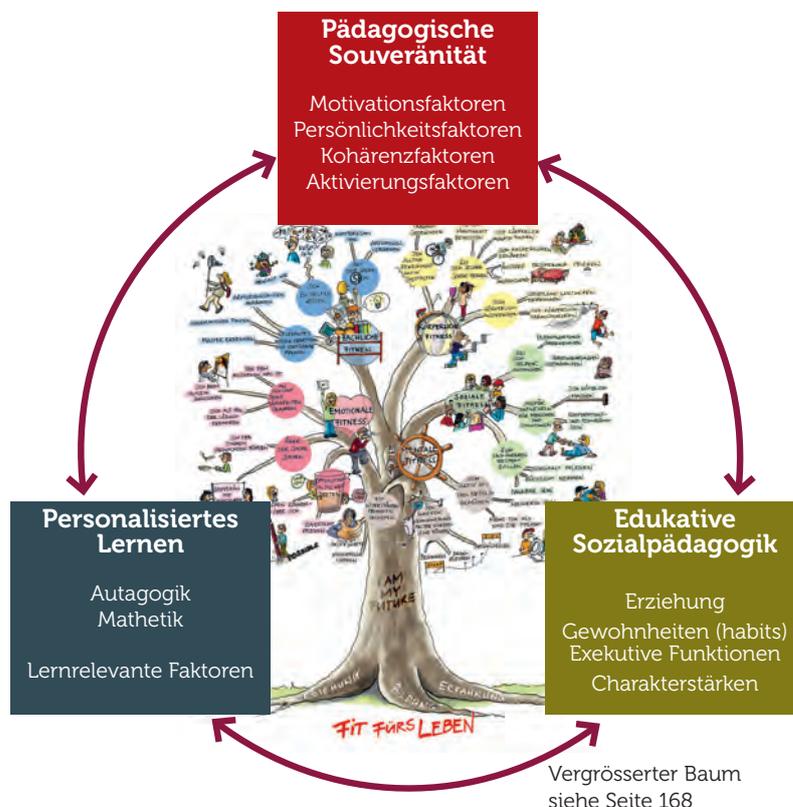
Das ist nachvollziehbar. Der Dreisatz an sich ist absolut bedeutungsfrei. Sinn entsteht für die Schüler erst in der Auseinandersetzung mit ihm. Einfacher: Bedeutung

finden sie in dem, was sie tun. Und wie sie es tun. Und mit wem. Und was sie dabei erleben. Und wie man zu dem steht, was entsteht.

Deshalb: Es geht nicht um Mathematik. Es geht nicht um den Dreisatz. Es geht ums Lernen. Eigentlich müsste «Lernen von Mathematik» auf dem Stundenplan stehen. Wortklauberei? Nein – das ist grundlegender Unterschied.

Denn dafür ist die Schule verantwortlich – nicht für den Dreisatz, sondern für das Lernen der Schüler. Oder besser: des einzelnen Schülers. Sie übernimmt die Verantwortung dafür, dass der einzelne Schüler sein Lernen erfolgreich gestaltet.

Jeder Schüler lernt anders. Weil er anders ist. Für die Schule heisst das: Für unterschiedliche Schüler unterschiedliches Lernen



organisieren. Das heisst weiter: Die Schule muss das Lernen des einzelnen Schülers organisieren. Nicht das Lehren der Lehrer. Klingt trivial. Ist es aber nicht. Gar nicht. Denn das verlangt nach personalisierten Lernkonzepten. Wie schulisches Lernen zu einer individuell relevanten Angelegenheit gemacht werden kann – und warum es sich lohnt, es zu tun – darüber findet sich mehr ab Seite 89.

Wer sich mit schulischen Dingen auseinandersetzt, setzt sich immer auch mit sich selber auseinander. Nur ist man sich dessen meist gar nicht bewusst. Und sich die entsprechenden Fragen stellen, das geht unter die Haut. Ein Beispiel: Weshalb nehme ich mir etwas vor und tue es dann trotzdem nicht? Die Antworten (oder die fehlenden Antworten) führen aufs Feld von Verhaltensmustern, Gewohnheiten, Charaktereigenschaften. Die Ausbildung solcher Persönlichkeitsmerkmale ist nicht ganz zu trennen von gesellschaftlichen Entwicklungen und Erwartungen. Ein paar Einflussfaktoren finden sich ab Seite 25 und Seite 39.

Das entbindet aber die Schule keineswegs von der Verantwortung, sich um genau solche Eigenschaften bei ihren Schülern zu kümmern. Das heisst: Sie muss pädagogisch Einfluss nehmen auf die Entwicklung und auf das Verhalten der Kinder und Jugendlichen. Erziehung sagt man dem. Kein einfaches Thema. Aber ein wichtiges. Dazu mehr ab Seite 39.

Erziehung kann – zugegebenermassen etwas verkürzt – definiert werden als die Entwicklung von Gewohnheiten. Gute Erziehung manifestiert sich folglich in guten Gewohnheiten. Das geschieht sinnvollerweise in Verbindung mit dem, was zu tun ist. Für die Schule ergibt sich daraus die Aufgabe, Erzie-

hung mit Bildung zu verbinden. Weil es gar nicht anders geht. Weil Herausforderungen nicht zu trennen sind von den Menschen, die sich ihnen stellen. Oder eben nicht. Pädagogik ist deshalb eigentlich immer Sozialpädagogik. Klar, schliesslich geht es immer um Menschen. Nun kommt aber in der Schule eben auch der Dreisatz ins Spiel. Und eine Menge andere Themen. Bildung halt. Das Zusammenspiel von Bildung und Erziehung nennt sich Edukative Sozialpädagogik – zu finden ab Seite 125.

Schulisches Lernen ist damit viel mehr als den Dreisatz gehabt zu haben. Es ist Persönlichkeitsentwicklung. Und umgekehrt. Das impliziert ein neues Rollenverständnis der Lehrer. «Schule geben» wird verdrängt (oder zumindest bedrängt) von professioneller Beziehungsgestaltung, von aktivierendem Interesse am Erfolg des einzelnen Lernenden. Wer fördern will, muss fordern können. Das verlangt ein hohes Mass an pädagogischer Souveränität. Was das bedeutet, dazu gibt es viel zu lesen und anzuschauen ab Seite 137.

Eine der wichtigen Aufgabe der Schule ist es, Kinder und Jugendliche auf die Zukunft vorzubereiten. Wie die Welt in einigen Jahren aussehen wird – keine Ahnung. Und welches Fachwissen dereinst gefordert sein wird – keine Ahnung. Was aber klar ist: Sich selber nehmen die Schüler mit in ihre Zukunft. Sie sind gleichsam ihre eigene Zukunft. Und wenn sie dafür fit sind, in einem umfassenden, multiplen Sinne fit, dann können sie ihrer Zukunft sehr zuversichtlich entgegengehen. Spätestens ab Seite 163 wird klar: «Zwänge» junge Menschen, was will man mehr?

# 2

## Vier Buchstaben – ein kompletter Lehrplan

Warum einfach, wenn es  
kompliziert auch geht?

Je dicker die Lehrpläne, desto  
lebensuntauglicher  
die Menschen

Nicht die Belastung steigt,  
die Fähigkeit sinkt,  
mit Anforderungen umzugehen

Sie macht es den Menschen nicht leicht, die deutsche Sprache. Und die zunehmende Allgegenwart der Bürokratie trägt auch nicht gerade zu Vereinfachung bei. Mit der «Personenvereinzelungsanlage» kann man ja noch leben – dem Drehkreuz, das dafür sorgt, dass immer nur eine Person nach der anderen durch die Tür kommt. Und auch die «Spontanvegetation hinter der nicht lebenden Einfriedung» – das Unkraut hinter dem Zaun – ist ebenso zu verkraften wie das «raumübergreifende Grossgrün» für den schlichten Baum. Ein kurzes Durchatmen ist hingegen geboten, um zu verstehen, dass «der Tod aus versorgungsrechtlicher Sicht die stärkste Form der Dienstunfähigkeit darstellt». Und «Grundstücksverkehrs-genehmigungszuständigkeitsübertragungsverordnung» ist nicht nur eine Zumutung, das fällt schon fast in die Zuständigkeit des «Übereinkommens gegen Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe». Die Juristifizierung des Alltags treibt mitunter seltsame Blüten. Vater Staat hat sich zur Super-Nanny entwickelt. Immer neue und immer abstrusere Gesetze und Vorschriften massregeln die Menschen im Alltag und verwandeln die Welt in eine Mischung aus Säuglingsabteilung und Pflegeheim. Selber denken, ist das noch zeitgemäss?

In der deutschen Sprache sind die folgenden fünf Wörter am schwierigsten auszusprechen:

Amphibrachys  
Desoxyribonukleinsäure  
Bitte  
Danke  
Entschuldigung

#### Zusammengesetzte und verdrängte

Fachleute des Bundesjustizministeriums haben kürzlich einmal nachgezählt: Man kam auf 246 944 Bundesvorschriften, die von den Bürgern zu beachten sind. Hinzu kommen mehrere Hunderttausend Vorschriften von Ländern, Kommunen und Körperschaften des öffentlichen Rechts; das Spektrum reicht von den Gebührensatzungen für Kindergärten bis zu den Friedhofsordnungen. Die Frage, wie viel Wasser eine öffentliche Toilette maximal verbrauchen darf, ist hier ebenso geregelt wie das Design von Sonnenschirmen in der Außengastronomie.

Allein unter der vergangenen schwarz-gelben Bundesregierung traten 553 Bundesgesetze mit einigen Tausend Paragrafen in Kraft, mehr als in jeder Legislaturperiode zuvor, »ein zweifelhafter Rekord«, wie Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) einräumte. Wer sich in Deutschland nicht an die vorgeschriebene Farbe von Parkscheiben (blau) hält oder die Verfallsangaben auf dem Erste-Hilfe-Kasten (DIN 13164) missachtet, wird jetzt noch strenger bestraft. Für Fahrradfahren in einer Fußgängerzone sind 15 statt zehn Euro Bußgeld fällig, für »nicht platzsparendes Parken« zehn Euro und für »unnützes Hin- und Herfahren innerhalb geschlossener Ortschaften« 20 Euro. Details stehen im bundes-

*Situation 1:* Auf einer der kompliziertesten Kreuzungen Englands – in Beverly (East Yorkshire) – sind sämtliche Ampeln ausgefallen. Und das sind nicht weniger als 42 Stück. Zwanzig verschiedene Verkehrsflüsse werden normalerweise durch die Lichter geregelt. Und an neun Stellen wird ein sicherer Übergang für Fussgänger geboten. Und plötzlich: Aus! Und, das grosse Chaos? Nein, keineswegs, das Gegenteil traf ein! Die ganze geballte Ladung aus Menschen und Blech bewegte sich vollkommen flüssig durch das Gewirr der Strassen. Die Menschen mussten einfach aufeinander achten. Und das taten sie.

*Situation 2:* Eine grosse Kreuzung in Buenos Aires, die Ampel steht auf Rot. Der Taxifahrer lässt sich dadurch nicht beirren. Er fährt einfach weiter. «Das Stoppsignal an der Ampel ist nur ein Vorschlag», erklärt er schmunzelnd, «aber ich muss halt auf die anderen Autos achten.» Und er ist bei Weitem nicht der Einzige, der sich über die

Aus:  
Alexander Neubacher:  
Total Beschränkt.  
München. Deutsche  
Verlags-Anstalt. 2014.

Rotlichter hinwegsetzt. Auffällig: Unfälle passieren deshalb nicht häufiger als hierzulande.

*Situation 3:* An einem Fussgängerstreifen in einer grossen Stadt, das Ampelmännchen leuchtet rot auf. Weit und breit ist kein Auto zu sehen. Deshalb überquert ein Mann zielstrebig die Strasse. Eine Frau, die mit ihrem Kind vor der Ampel ausharrt, ruft ihm nach: «Sie sind ein schlechtes Vorbild für mein Kind.» Antwort des Mannes: «Nein, ich bin ein gutes Vorbild. Ich kann selber denken und entsprechend handeln.» Alles soll bis ins Kleinste gesteuert werden, geregelt, in Bahnen gelenkt. Wenn die Ampel auf Rot steht, hat man zu warten, auch wenn sich von nirgendwo ein Auto nähert. Das macht zwar überhaupt keinen Sinn. Aber es ist gut geregelt. Ähnlich ver-

## ◀◀Die Schlagzeile dominiert den Inhalt.▶▶

hält es sich mit dem Verkehrsfluss durch die Schule. Wie an Ampeln werden die Schüler mit Stundenplänen und Jahrgangsklassen eingespurt und paketweise weitergereicht zur nächsten Kreuzung. Das produziert zwar Unmengen von Leerlauf. Aber es ist gut geregelt.

Was auf der Strecke bleibt, ist die Eigenverantwortung. Dabei ginge es um das. Genau um das: sich zuständig zu fühlen. Jetzt! Hier!

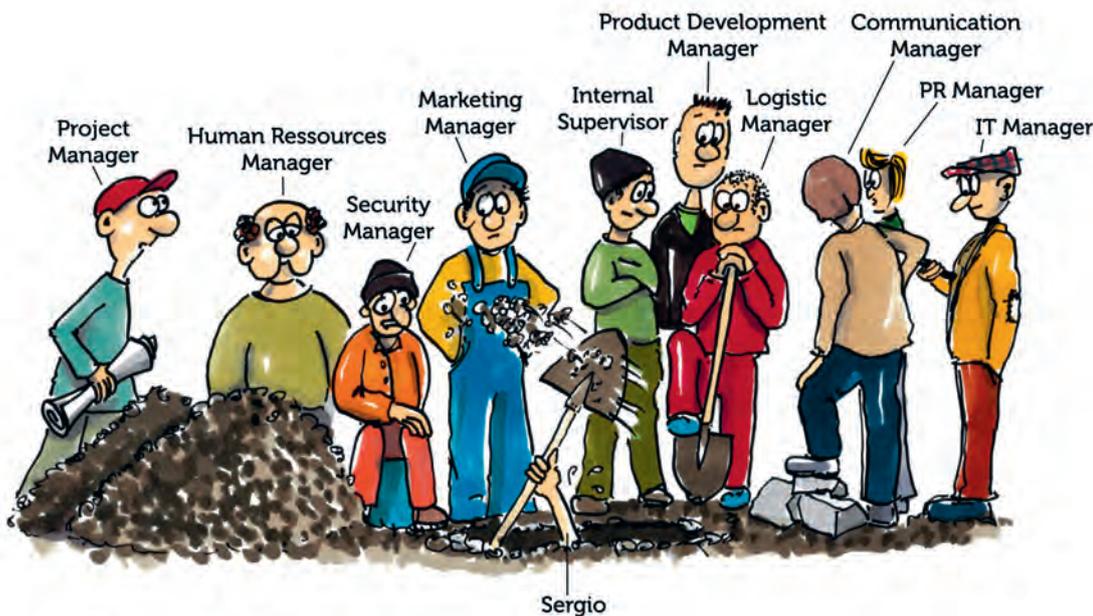
1784 forderte Immanuel Kant die Menschen auf, sich aus ihrer Unmündigkeit zu befreien: «Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.»

Heute, zweieinhalb Jahrhunderte später, wird das Gängelband wieder zum modischen Accessoire eines durchregulierten All-

tags. Ein Klüngel aus Bürokratie und Politik hat sich den Staat zur Beute gemacht.

Nur jeder sechste Bürger in Deutschland ist beispielsweise noch überzeugt, dass Politiker wissen, «was im wirklichen Leben los ist».<sup>1</sup> Wen wundert's: Die Politiker sind zuerst und vor allem mit ihrer Imagepflege beschäftigt und tragen medial inszenierte Scheingefechte aus. Nach den Wahlen ist vor den Wahlen. Entsprechend dominiert die Schlagzeile den Inhalt. Dieweil führt die Verwaltung hinter einem undurchdringlich wuchernden Paragraphenstrüpp ein unkontrolliertes Eigenleben. Und die Bürokratie wächst. Und wächst. Und wächst. Allen verbalen Bekundungen zum Trotz. Sogar die Kommissionen und Expertengruppen für den Bürokratie-Abbau verkehren sich ins Gegenteil. Aber selbst das vermag nur wirklich zu erstaunen, wer Parkinsons Thesen nicht kennt. Cyril Northcote Parkinson war ein fleissiger Mann. Im Laufe seines Lebens schrieb er 60 Bücher: Abenteuerromane, historische Werke, Traktate über Politik und Abhandlungen über Betriebsorganisationen. Sie gerieten alle schnell in Vergessenheit – bis auf eines: Parkinsons Gesetz. Es erschien 1957 und erlangte Kultstatus. Parkinson beobachtete, dass die Erledigung einer Sache länger dauert, wenn mehr Leute als eigentlich nötig daran beteiligt sind. Daraus leitete er sein berühmtes Gesetz ab: Arbeit lässt sich wie Gummi dehnen, um die Zeit auszufüllen, die für sie zur Verfügung steht. Folglich steht die Zahl der Angestellten in keiner Beziehung zu der zu erledigenden Aufgabe. Selbst wenn immer weniger zu tun ist, wächst die Zahl der Beamten – einem Naturgesetz gleich – ungehemmt weiter.

<sup>1</sup> Deutschlandtrend von Infratest Dimap im Auftrag von ARD-»Tagesthemen« und »WeLT«. 06.10.2016.



Denn je mehr Personen zusammen handeln, desto mehr Zeit wird benötigt, um sich selbst zu verwalten. Nebenbei: Die Königsdisziplin zum Versauen von Zeit und Geld ist Parkinson zufolge das Einberufen von Sitzungen, wo nichts entschieden wird – ausser neue Sitzungen einzuberufen. Das war vor einem halben Jahrhundert. Hat aber nichts an Aktualität eingebüsst, im Gegenteil: Die flächendeckende Strategie, Verantwortung möglichst rasch abzuschieben, lässt Parkinsons Gesetz zu einer masslosen Untertreibung verkommen. Und ganze Volkswirtschaften richten sich zugrunde, weil die wuchernde Bürokratie den Kampf gegen den gesunden Menschenverstand längst für sich entschieden hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte die öffentliche Verwaltung einen Namen und ein Gesicht. Man kannte sich und man fühlte sich entsprechend zuständig. Das ist vorbei. Der «Gemeineschreiber» (also eine Person) ist abgelöst worden durch die «Gemeindeverwaltung». Wortklauberei?

Nein! Die Begriffe sind Ausdruck einer zunehmenden Distanz zum Ursprung der Dinge und zu den Anliegen der Menschen. Die Aristokraten haben sich weiland das gemeine Volk durch ihre abgehobene Sprache vom gepuderten Leibe gehalten. Gepuderte Perücken sind heutzutage nicht mehr en vogue. Es ist die Abgehobenheit

## «Ein Geist von aufgebläht organisierter Unverantwortlichkeit macht sich breit.»»

der amtssprachlichen Puderwolken, die das Volk auf Distanz hält. Eine politische und behördliche Parallelwelt ist entstanden, fernab der Alltagswirklichkeit der «Normalbürger».

Ein Geist von aufgebläht organisierter Unverantwortlichkeit macht sich breit, stetig, unmerklich, metastatisch. Simple Dinge werden zunehmend kompliziert, vermeintlich einfache Verfahren zeitraubend

und nervtötend. «Nicht zuständig» steht in grossen Lettern an der Mauer der Anonymität, hinter die man sich abducken kann. Und aus dieser bequemen Deckung heraus

## ◀◀ Stärke die Autonomie der kleinsten Einheit. ▶▶

nimmt die Bürokratie Einfluss auf die Menschen – was gut ist und was nicht, wie man zu leben, zu bauen, zu fahren, was man zu essen, zu trinken und zu sagen hat.

Das gilt selbstredend nicht für jene, die sich auf Kosten der Steuerzahler ihre alternativen und rechtsfreien Räume geschaffen haben. Je radikaler das Vorgehen, desto einfacher lässt sich das bewerkstelligen. «Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert.» Also, wenn schon, denn schon. Ja nicht fünf Minuten zu lange parken – da schlägt die starke Hand des Gesetzes unerbittlich zu. Dann besser gleich das dazugehörige Haus besetzen und das Ganze in den Stand einer Zone für experimentelle Lebensformen und vegane Kultur erheben. Das schafft Publizität und rechtlichen Schon-

raum. Oder gleich eine Strassenschlacht mit der Polizei anzetteln, dann werden Straftäter zu Aktivisten geadelt. Denn wer in Politik oder Verwaltung will sich schon hinstellen? Denn je nach politischer Couleur und medialer Grosswetterlage riskiert aufs Dach zu kriegen, wer mehr als nur Empörung heuchelt. Also lässt man es lieber bei folgenloser Rhetorik bewenden.

Dabei zeigen die einschlägigen Studien und Experimente: Der Umgang mit Normverletzungen hat fundamentale Auswirkungen auf das Verhalten der Menschen hat. Der Klassiker stammt von Philip Zimbardo, mittlerweile emeritierter Professor an der Stanford University. Seine Experimente waren ebenso spektakulär wie erkenntnisreich. Eines davon ist als Broken-Windows-Theorie in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen (s. Kasten). Es zeigt: Es sind nicht die Vorschriften an sich und schon gar nicht deren schiere Menge, die das Verhalten der Menschen beeinflussen. Es ist der Umgang damit. Klare Regeln geben erst Orientierung, wenn sie eingebettet sind in eine Einforderungskultur. Das ist die eine Seite. Die andere: Nicht alles und jedes lässt sich regeln. Und es ist auch nicht nötig. Denn Menschen sind denkende Wesen. Ihr Gehirn tut nichts lieber. Deshalb: Stärke die Autonomie der kleinsten Einheit. Ein Beispiel dafür liefert der Strassenverkehr. Beim Zusammentreffen von zwei oder mehr Strassen kommen ganz unterschiedliche Konzepte zur Anwendung, um den Verkehr zu organisieren: Ampeln oder Kreisverkehr. Die Ampel basiert auf dem Prinzip der Fremdsteuerung. Die Verkehrsteilnehmer verhalten sich entsprechend. Sie warten (normalerweise), wenn die Ampel auf Rot steht. Und sie geben Gas, wenn es grün wird. Der Kreisverkehr geht von einem

Es war 1969. Stanford-Professor Philip Zimbardo stellte im heruntergekommenen Stadtteil Bronx in New York ein Auto hin, entfernte die Nummernschilder und öffnete die Motorhaube. Das Gleiche machte er im vornehmen Palo Alto (Kalifornien). In der Bronx war innerhalb eines Tages alles abmontiert, was nicht niet- und nagelfest war. In Palo Alto passierte nichts. Philip Zimbardo und sein Team schlugen dann ein Loch in die Windschutzscheibe. Was passierte nun im vornehmen Palo Alto? Das Gleiche wie in der Bronx.

Die Erkenntnisse dieses Experimentes mündeten in die **«Broken-Windows-Theorie»**. Sie besagt, dass Normverletzungen ansteckend wirken. Das heisst: Wenn jemand beobachtet, dass es «in Ordnung» ist, eine Norm zu verletzen, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich diese Person selbst normverletzend verhält.

anderen Denken aus. Das Funktionsprinzip, das dahintersteckt, heisst: Selbstorganisation. Den Verkehrsteilnehmern wird ein Arrangement zur Verfügung gestellt. Und ein paar einfache Regeln tragen dazu bei, dass es klappt.

## In der Kürze liegt die Würze



Statt selbst für das Leben verantwortlich zu sein, werden Erwachsene wie Kleinkinder oder Bekloppte behandelt. Jeder Joghurtbecher kommt als moralischer Imperativ daher. Und diese fürsorgliche Belagerung macht vor den Schulhaustüren nicht halt. Im Gegenteil: Unter dem Joch des Beamtisch hat sich über die Jahre ein sprachliches Bildungsunwesen entwickelt. Nach dem Motto «warum einfach, wenn es kompliziert auch geht» werden immer neue Wortungetüme und dadaistische Plastikbegriffe erdacht. Und die Regelungsexzesse produzieren nicht nur Unwörter, sondern auch Unmengen – Unmengen an Papier und Paragraphen. Ein Beispiel: Die inhaltlichen Bestimmungen für das 5. und 6. Schuljahr in Baden-Württemberg brachten es auf sage und schreibe eintausend Seiten. Doch damit nicht genug: Die aktualisierte Version von 2016 umfasste sogar 1860 Seiten.

Der neue Schweizer Lehrplan 21 kann da natürlich nicht hintanstehen. Er präsentiert sich zwar nicht ganz so umfangreich, aber sprachlich nicht minder anspruchsvoll. Die Lust, sich in den Papierstoss hineinzulesen, hält sich in entsprechend engen Grenzen – gelinde gesagt. Was Wunder, bei Formulierungen wie «...können unterschiedliche Laute und Lautverbindungen heraushören, im Wort verorten (Anlaut, Mittellaute, Endlaut) und mit Erfahrungen aus der Erstsprache vergleichen ...». Klingt nicht gerade nach schulischem Alltag in der Unterstufe. Aber man weiss ja: Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis ist in der Praxis meist grösser als in der Theorie. Doch im Grunde genommen wäre die Sache ja eigentlich gar nicht so kompliziert. Die Schüler sollen etwas lernen. Lernen heisst: etwas wissen und können, das man vorher noch nicht gewusst oder gekonnt hat. Und um einen Jahrmarkt der Belieb-

Der Lehrplan	Der heimliche Lehrplan	Der unheimliche Lehrplan
Beschreibt das, was Schüler offiziell können sollten	Schulbücher (Beziehung zwischen Behörden und Verlag)	Innerer Lehrplan der Lernenden (Verhaltensmuster, Beziehung zum Lehrer, aktuelle Befindlichkeiten)
Vorne stehen die «überfachlichen Kompetenzen» (die niemand liest)	Internet (Bequemlichkeit)	Was die Freunde gut finden und was zum eigenen Image passt
Neun Zehntel des Lehrplanes werden dominiert von dem, was die jeweiligen Fachdidaktiker wichtig finden	Prüfungsaufgaben (alte/Verfügbarkeit)	Was die Eltern sehen oder hören wollen. Oder – je nachdem – genau das Gegenteil davon.
	Archiv der Lehrer (persönliche Vorlieben)	Was in den unsozialen Medien gerade so hip ist
	Was im Lehrerzimmer gut ankommt und Eindruck macht	

keit zu vermeiden, kann man das, was zu lernen ist, näher beschreiben. Das ist weder neu noch spektakulär.

Gut, es sollte so formuliert sein, dass es in den Niederungen des Alltags eine Chance

Je dicker die Lehrpläne, umso lebensuntauglicher die Menschen.

hat, verstanden zu werden. Schliesslich sind auch viele Jahre und viele Millionen in den Lehrplan 21 reingebuttert worden. Und was wird damit passieren? Das, was mit solchen Monsterwerken immer passiert: nichts.

## ◀◀ Ein Plädoyer für Kürze, in der bekanntlich die Würze liegt. ▶▶

Oder zumindest: wenig. Vom Wiegen wird die Sau nämlich nicht fett. Und noch so viele und noch so detaillierte Standards machen weder den Unterricht besser noch die Lehrer. Und die Schüler schon gar nicht. «Perfektion ist nicht dann erreicht», meint Antoine de Saint-Exupéry, «wenn man nichts mehr hinzufügen, sondern nichts mehr weglassen kann.» Ein Plädoyer für Kürze, in der bekanntlich die Würze liegt.

### I am my future

Wie vielerorts und oft gilt auch in der Schule: Weniger ist mehr. Qualität statt Quantität muss das Motto sein, generierendes und nachhaltiges Lernen, über den Moment und über die nächsten Abfrage-rituale hinaus. Oder anders gesagt: Die Schule wieder dorthin zurückbringen, wo sie hingehört: zu den Menschen. Denn für sie ist sie nämlich gedacht. So trivial es auch klingen mag: Die Schule ist für die Lernenden gedacht – nicht für die Lehrer, nicht für die Bürokratie, nicht für die Gewerkschaften, nicht für die Hochschulen. Und da sie für die Menschen gedacht ist, stellt sich die Frage: Was brauchen die? Die Antwort ist einfach: fit sollen sie werden, fit



fürs Leben. Und das hat nur ganz am Rande mit Winkelhalbierenden, Konjunktiv und Passé simple zu tun.

In der Gegenwart der Schule wird an der Zukunft der Lernenden gearbeitet. Das ist deutlich schwieriger geworden. Noch vor ein paar Jahrzehnten haben sich die gesellschaftlichen und arbeitsweltlichen Veränderungen in einem gemächlichen Tempo vollzogen. Hatte man die Lehre abgeschlossen, war man «ausgelernt». Ausgelernt – dem ist nicht mehr so. Wie die Welt in fünf Jahren aussieht: keine Ahnung! Schüler auf eine Zukunft vorzubereiten, von der man keinen Schimmer vom Dunst einer Ahnung hat – das ist beileibe kein leichtes Unterfangen. Welche fachlichen Kompetenzen sie dann brauchen werden? Keine Ahnung. Ein Beispiel: Acht von zehn Jugendlichen wechseln unmittelbar nach ihrer Erstausbildung den Beruf. Sie bilden sich weiter, suchen andere berufliche Möglichkeiten, haben sich getäuscht in der Berufswahl – die Gründe sind vielfältig.

Aber eines ist sicher: Sich selber nehmen die Menschen mit in ihre Zukunft. Sie sind ihre eigene Zukunft.

Wenn also die Schule beitragen will und beitragen soll zu einer «guten» Zukunft der Schüler, dann muss sie sich um die Schüler selbst kümmern. Dann muss sie einen substantiellen Beitrag dazu leisten, dass sie fit sind und fit werden.

Zum Begriff «fit» finden sich etwa 130 Synonyme. Und alle sind positiv konnotiert. Sich fit zu fühlen scheint also etwas durchaus Erstrebenswertes zu sein. Eine Lebenseinstellung, ein Lebensgefühl.

In Schweizer Mundart gibt es einen Begriff, der noch ein bisschen weitergeht: «zwäg». Wie übersetzt man «zwäg» ins Hochdeutsche? Eine reine Übersetzung ist ohne

Bedeutungsverlust oder ohne Bedeutungsverschiebung nicht möglich. Es braucht eine Erklärung.

1. Wer «zwäg» ist, ist bereit, hat alles dabei, was es braucht. Es geht quasi um die Werkzeugkiste, um die Ausrüstung. Wer etwas unternimmt, muss die Dinge dabei haben, die er braucht – die Sportschuhe, die Fischerrute, den Schirm, den Reisepass, die Windjacke, die Badehose oder was auch immer, je nach Unterfangen.

2. Wer «zwäg» ist, ist aber auch mental oder physisch vorbereitet. Ist als Person und als Persönlichkeit bereit, sich auf die kommenden Dinge einzulassen. Hat ausreichend trainiert, den Lebenswandel den Herausforderungen angepasst, ...

3. Ein «zwäger Typ» ist ein Mensch, den man mag, der «gut» ist, über seine Gruppe hinaus sozial kompetent, hilfsbereit und aufmerksam, jemand, auf den man sich in allen Situationen verlassen kann.

Wer «zwäg» ist, ist also in einem multiplen, in einem umfassenden Sinne fit, bereit für das, was kommen mag, mit sich und der Welt im Einklang.

## Wettstreit gegen den Zerfall

Wer Kinder hat, möchte in der Regel, dass sie später ein gutes Leben führen können. «Du sollst es später einmal besser haben», pflegte man vor noch nicht allzu langer Zeit den Kindern zu sagen (oder es für sie zu denken). Und die Kinder selber, wenn sie grösser werden, möchten das auch: Gut sein in der Schule, einen guten Beruf haben, viel Geld – die Auswahl an Dingen, die man sich wünschen kann, ist gross. Entsprechend ändern sich die Vorstellungen, was «gut» ist,

aber der Grundsatz bleibt: Die Menschen selber und ihr Bezugssystem verfolgen ein gemeinsames Ziel – ein gutes, erfolgreiches, gelingendes, glückliches Leben.

Das alles fällt in der Regel nicht vom Himmel. Irgend jemand muss etwas tun dafür. Man kann zwar als Eltern ein materielles Polster für ein entsprechend sorgenfreies Leben des Nachwuchses äufnen. Man

**«Die Talente sind oft gar nicht so ungleich; im Fleiss und im Charakter liegen die Unterschiede.»»**

Theodore Fontane

kann aber nicht das Leben für die Kinder leben. Das müssen sie selber tun. Und hier beginnt schon der Schlamassel.

Denn: Der Mensch strebt nach Zerfall.

Und alles, was den Zerfall aufhält, ist grundsätzlich mal mit Aufwand verbunden, mit der Investition von Energie. Wer einfach im Bett liegen bleibt, wird irgendwann zuschauen können, wie Maden und Würmer ihn heimsuchen (wenn er noch schauen könnte). Wer diesem Maden-und-Würmer-Szenario aus dem Weg gehen will, muss aufstehen. Das ist anstrengender als Liegenbleiben. Aber es lohnt sich. Etwas tun, das ist so gesehen das Leben. Oder noch anders: Das Leben ist ein permanenter Wettstreit gegen den Zerfall. Klingt nicht sonderlich lebenswert. Doch!

Es ist eine Frage der Einstellung. Wie letztlich alles. Welche Einstellung hat man dazu, sich anzustrengen, sich zu engagieren, Herausforderungen anzunehmen. Wer den Berg hochläuft, muss eine Leistung erbringen, sich anstrengen, sich überwinden. Es ist mit Mühsal verbunden. Und es ist mit Sicherheit wesentlich strapaziöser, als sich

in die Bergbahn zu setzen. Das Ziel kann sogar das gleiche sein – der Berggipfel. Der Weg ist ein anderer. Und dieser Weg, das Tun, hat eine eigene Qualität. «Erfolg», hat Johann Wolfgang Goethe es auf den Punkt gebracht, «hat drei Buchstaben: TUN.» Und damit landet man wieder bei «zwäg». Denn um «zwäg» zu werden, zu sein und zu bleiben, muss man etwas tun – Freude entwickeln am Umgang mit Widerständen (wie zum Beispiel einem Berglauf).

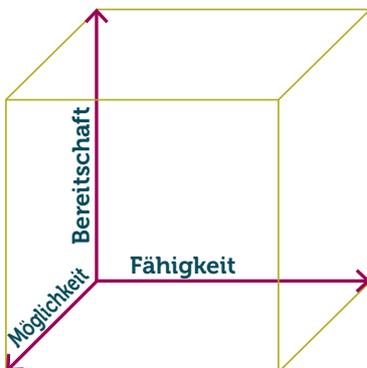
## Die Welt schuldet einem nichts

Die englische Sprache kennt treffende Begriffe für eine lebensgestaltende Einstellung. «Involvement» ist ein solcher Begriff. Ein Begriff, der mehr ist als ein Wort, das sich einfach telquel übersetzen lässt. Er bringt eine Lebenshaltung zum Ausdruck – Engagement, sich einbringen, aktiv beteiligt sein und beteiligt sein wollen, Verantwortung übernehmen, eine Beziehung aufbauen zum Geschehen, sich als gestaltender Teil der Lösung fühlen. – Und auch «Commitment» ist ein Ausdruck, der Erklärung

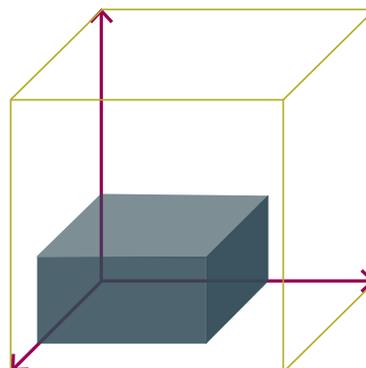
braucht, weil die schlichte Übersetzung nicht zum Kern und damit zum Geist des Wortes vordringt. «Selbstverpflichtung» zeigt zwar, in welche Richtung das Wort zielt, aber es reicht natürlich bei Weitem nicht, um erkennen zu lassen, was in diesem Begriff steckt. Menschen mit «Commitment» fühlen sich zuständig, angesprochen von dem, was zu tun ist. Und weshalb? Ganz einfach: weil sie so sind.

Das sind kraftvolle Ausdrücke, bekräftigende, es sind Begriffe, die die Menschen beim Wort nehmen. Die deutsche Sprache kennt sinnverwandte Ausdrücke. Es sind Begriffe, die uns den heutigen Wohlstand beschert haben und ein Staatswesen erlauben, das sich sozial von seiner grosszügigen Seite zeigen kann. Fleiss beispielsweise ist ein Begriff, der sich nicht trennen lässt von der Entwicklung des Volkswohlstandes. Oder Ausdauer. Und Disziplin. Und natürlich: Arbeit.

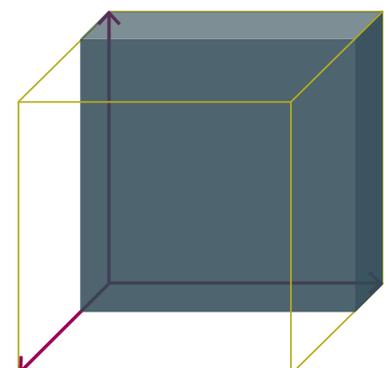
Nach 1968 wurde solche und ähnliche Begriffe mehr und mehr in die Schmutzdecke gestellt. Sie wurden zu Unwörtern, von denen man sprachlich gesehen die Finger lässt, mit denen man sich irgendwie nicht beschmutzen, die man sich nicht



Das Zusammenspiel von Möglichkeit, Fähigkeit und Bereitschaft



Gute Möglichkeiten, genügende Fähigkeiten, schlechte Bereitschaft



Kaum Möglichkeiten, hervorragende Fähigkeiten, sehr hohe Bereitschaft

aufhalsen will. Es sind Begriffe, die nicht mehr zum Zeitgeist pass(t)en. Allerdings: Es entwickelten sich auch keine Ersatzbegriffe. Die Folge: eine funktionale Sprachlosigkeit, eine Art gesellschaftlicher Amnesie, nicht nur was die Begriffe anbelangt, auch die Konzepte, für die sie standen. Sie wurden verdrängt durch die Idee des immer leichteren Lebens. Weniger Arbeit, mehr Freizeit, weniger Fleiss, mehr Grosszügigkeit – und das alles verbunden mit der Idee, dass die Welt einem etwas schuldig sei. Aber das ist die Welt nicht, die war nämlich vorher da.

Der gelegentliche Blick zurück in vergangene Zeiten zeigt: Es gibt sie, die historischen Parallelen. Und das Tollste daran ist, man kann sogar etwas aus ihnen lernen: Russlandfeldzüge waren zu allen Zeiten keine gute Idee. Geiz ist nicht geil, denn er ruiniert Infrastrukturen, Gesundheitssysteme oder ganze Armeen. Und auch die Wesenszüge saturierter Gesellschaften ähneln sich von alters her: Zunehmende Dekadenz, zunehmende Bürokratisierung und von überall her drängen sich alle um den Kuchen und wollen sich ein möglichst grosses Stück abschneiden (ohne selbst Hand anlegen zu müssen in der Backstube). Die alten Römer könnten ein Lied davon singen – wenn sie noch könnten. In seiner berühmten Auflistung der vielfältigen Ursachen des Untergangs des Römischen Imperiums hatte Alexander Demandt vor Zeiten schon mehr als zweihundert Gründe genannt, von denen Badewesen, Feinschmeckerei oder Rentnergesinnung eher marginale Wirkungen entfaltet haben dürften. Kulturelle Nivellierung, Individualisierung und Willenslähmung sind hingegen Themen mit durchaus aktuellem Bezug.

## Stress lass nach

Mit dem gesellschaftlichen Fortschritt in den letzten Jahrzehnten verzeichnete ein neuer Begriff einen veritablen Höhenflug: Stress. Und die zeitlichen Parallelen sind wohl nicht zufällig. Je mehr Fleiss, Selbstdisziplin, Arbeit und ähnliche Ausdrücke in die sprachliche Verbannung geschickt wurden, desto gedeihlicher verbreitete sich der Stress. Kein Lebensbereich, kein Alter und kein Medium blieb und bleibt verschont. Der Stress ist allgegenwärtig und ein Abebben der Klageflut ist weit und breit nicht in Sicht. Dafür steigt die Expertenschwemme. Gebetsmühlenartig werden die steigenden Anforderungen als Grund für den zunehmenden Stress der Babys, Schüler, Lehrer, Eltern, Rentner, Hobbygärtner, Kakteenzüchter, Ferienreisenden (die Liste ist unvollständig) verantwortlich gemacht. Schulstress ist ein Beispiel. Das Internet ist voll von Erklärungen und Ratschlägen, die Apotheken voll von Pillen, um den Schulstress zu mildern. Schulstress ist ein eher neuer Begriff. Er müsste – stimmt das Erklärungsmuster – sich ja deshalb in den Gebrauchswortschatz gedrängt haben, weil die Anforderungen gestiegen sind. Also: Es wird viel mehr von den Schülern verlangt, deshalb sind sie gestresst. Stimmt das? Sind die schulischen (!) Anforderungen wirklich so gewaltig gewachsen? Müssen die Schüler wirklich viel mehr können? Wird tatsächlich so viel mehr verlangt? Die fachlichen Anforderungen können es kaum sein. Wie sonst wären die Klagelieder der Hochschulen, Berufsschulen und Lehrbetriebe zu erklären, dass die Jungen immer weniger können. Die fachlichen Ansprüche können es also nicht sein. Die zeitlichen schon gar nicht. Ganze drei Stunden verbringen Jugendliche